

BUSCHKULTUR

Westlich von Johannesburg liegt eine höhlenreiche Gegend, die man "Cradle of Humankind", die Wiege der Menschheit nennt. So pathetisch das klingt, ist es doch sachlich korrekt, denn kein anderer Ort der Welt kann mit einer vergleichbaren Besiedlungsgeschichte aufwarten. Knochenfunde aus allen Stadien der Menschwerdung fanden sich dort, vom Australopithecus bis zum Homo sapiens. Man schließt daraus, die Einwohner Südafrikas seien dem Original des schöpferischen Entwurfes "Mensch" am nächsten. Tatsächlich sind alle heute hier lebenden Kulturen zugewandert, mit Ausnahme der Buschleute, die einst konkurrenzlos das südliche Afrika durchstreiften. Ihre Sprachgruppe, das Khoisan, strotzt nur so von Klick-, Schnalz- und Zischlauten – wohl ein Überrest frühester Artikulation, bevor der menschliche Kehlkopf voll entwickelt war.

Lange bevor Europäer am Kap landeten, etwa um die Zeitenwende, mussten die Buschleute dem halbnomadischen Hirtenvolk der Khoikhoi (früher wegen der Klicklaute ihrer Sprache Hottentotten genannt) weichen und vom fruchtbaren Kap in die Halbwüsten Karoo und Kalahari abwandern. Im östlichen Südafrika zogen ein paar hundert Jahre später die Bantuvölker südwärts und trieben die dortigen Buschleute mit ihren Eisenspeeren in die Drakensberge.



Weltweit haben Pflanzler und Händler zu Beginn der Zivilisation Hochkulturen begründet, Städte und Tempel erbaut – zielstrebig und erfolgreich; Sozialordnung und Religion entwickelten sich zu komplexen, hierarchisch aufgebauten Strukturen und haben dank schriftlicher Dokumente ihre Vorbildfunktion bis heute wahren können. Bescheidener blieben die Nomadenvölker, denen die Natur genug zum Leben bot. Hat man sie früher als Jäger und Sammler bezeichnet, so spricht man heute von Wildbeutern, was das gleiche besagt: Leben von der Hand in den Mund. Ihre Überreste wie Steinklingen, Höhlenmalereien und Knochenschnitzwerke sind so spärlich wie rätselhaft und offenbaren nur eine Ahnung ihrer Lebens- und Glaubenswelt. Architektur oder Schriftquellen fehlen. Ohne Rad, Keramik und Metall entstammte ihr Besitz der gewachsenen Natur und blieb somit vergänglich.

Im südlichen Afrika bleibt das Vermächtnis der Buschleute als Felskunst greifbar, aber auch in kaum erforschten, vielleicht astronomischen Steinsetzungen. Zigtausende dieser magischen Stätten sind dokumentiert, und laufend werden weitere entdeckt. Die Kunstwerke an den Felsüberhängen der Drakensberge und den Klippen der Karoo bilden ebenso faszinierende Rätselkomplexe wie die europäischen Höhlenmalereien. Deren erster großer Kenner, der französische Abbé Breuil, schrieb in seiner Ratlosigkeit alles, was er in den 1940er Jahren in Südafrika sah, den Phönikiern oder Kretern zu. Den scheinbar primitiven "Wilden" traute er solche Kreativität nicht zu, geschweige denn ein kulturelles Niveau, das Kunst hervorbringen könnte.



Auch ihre Jagdmethoden hielt man für ein Plaisir, das der europäischen Waidmannslust gleiche. Lange fehlte die Erkenntnis, dass in einer für Menschen lebensfeindlichen Landschaft die Abläufe beim Verfolgen des Wildes um Klassen anspruchsvoller sind, denn der Jäger selbst riskiert permanent Leib und Leben. Die Umgebung, in der er sich bewegt, ist ein Komplex aus Topographie, Klima und Ökosystem; Variablen im Verhalten des Wildes und den eigenen Bedürfnissen spielen eine Rolle. Für den puren Nahrungserwerb muss im Rahmen von Sekunden ein Kosmos von Wissen bereitstehen. Unbenommen der körperlichen Höchstleistung halten die geistigen Anforderungen jeden Vergleich mit modernem Management aus.

So bescheiden wie ihr Dasein blieb die soziale Organisation: Die männliche Jugend brachte Kraft für die Jagd, die weibliche Geduld zum Sammeln von Wildfrüchten und Kräutern, und das Alter spendete Erfahrung für Rat und Unterweisung des Nachwuchses. Die sich entwickelnden Fähigkeiten jedes Einzelnen entschieden über seine Stellung in der Gruppe, die man niemals über 30 Köpfe anwachsen ließ. Ehrgeiz und Macht bekamen keinen Spielraum, die Gemeinschaft der Wildbeuter war solidarisch und flexibel. Besitz und Erbe blieben auf die Waffen des Mannes sowie Grabstock und Mörser der Frau beschränkt, dazu ein paar leere Straußeneier für das Wasser und vielleicht eine Honigtasche. Allein Kenntnis und Nutzungsrecht der Wasserlöcher und der wilden Bienenstöcke galt als geistiges Eigentum eines Buschmann-Clans.



Der Begriff "San" entspricht der Bezeichnung der Khoi-Hirten für die Ureinwohner. Er gilt als politisch korrekt und ersetzt das abwertende "Buschmann", obwohl "San" zwar wörtlich Essenssammler, doch im übertragenen Sinne auch Dieb bedeutet: Als Nomaden ohne klaren Eigentumsbegriff fanden die Buschleute (deren Abkömmlinge sich heute selbst so bezeichnen) nichts dabei, alles Essbare oder Vierbeinige dem eigenen Lagerfeuer zuzuführen. Gemäß ihren Bräuchen stand die Natur und ihre Produkte allen Menschen zur Nutzung offen. Folgerichtig hatten sie auch das Land fast widerstandslos mit Zuwanderern geteilt. Problemlos konnte daher die Regierung am Kap scheinbar brachliegende Gegenden an Farmer vergeben. Deren Vieh fraß das Gras des Wildes, und mit dem Schwund ihrer Nahrungsgrundlage erwarteten die Buschleute nun, von den umverteilten Ressourcen etwas zurück zu bekommen. Hatte aber ein Bure sein Farmland eingegrenzt und ertappte Fremde, die es ungefragt betraten, dann schoss er sie ab oder hängte sie als Viehdiebe auf.

Weil sich die Ureinwohner daran nicht gewöhnen wollten, ergriffen sie Gegenmaßnahmen nach ihrer Art. Waren ihre Pfeile für die Jagd mit Nervengift bestrichen, welches das Wild nach kurzer Flucht fast schmerzlos tötete, so mussten sie Menschen sofort kampfunfähig machen. Dafür entwickelten sie ein Zellgift, das bereits nach Sekunden so unerträgliche Schmerzen verursachte, dass Getroffene panisch an den Wunden herumhackten und sich oft selbst die Pulsadern öffneten, um den unvermeidlichen Tod zu beschleunigen. Ein Siedler tat folglich gut daran, das Strauchwerk seiner Umgebung genau zu kennen, denn ein über Nacht "gewachsener"

Busch enthielt in der Regel ein braunes Männlein, das tödliche Pfeile verschoss – ganz wertfrei ist der so entstandene Titel Buschmann also auch nicht. Habgier statt Neugier und Angst statt Agape prägten somit die Einstellung der Weißen – zu schweigen von der Arroganz ihrer calvinistischen Religion, die unterstellte, man selbst sei ja das auserwählte Volk und komme ohnehin in den Himmel. Die Heiden aber, ohnehin zur Höllenfahrt verdammt, konnte man auf ihrem fatalen Weg ruhig etwas anschubsen. Es ist deshalb kein Wunder, dass Kultur und Wissensschatz der Buschleute rätselhaft blieben.

Umgekehrt muss auch ihnen die moderne Welt ein Rätsel bleiben, denn nomadische Kulturen sind immer nur so stabil und harmonisch wie ihr Lebensraum. Es ist schlicht unmöglich, ihr mündlich überliefertes Denken und Handeln, über Jahrtausende an einer unveränderlichen Natur ausgerichtet, innerhalb von ein oder zwei Generationen in die neuzeitliche, von Schrift und messbarer Logik geprägte Gesellschaft zu integrieren. Wo immer Wildbeuter aus der Natur abgeschoben werden, mißlingt ihnen jeglicher Zugriff auf das moderne Dasein; das alte Wissen wird ihnen genommen, aber von der "Zivilisation" nicht durch aktuelle Kenntnisse und Fähigkeiten ersetzt. Gleich Indianern, Eskimos und australischen Aborigines versinken die Nachfahren der Buschleute in Depression und Alkoholismus und werden ghettoisiert. Besichtigt man heute die Kalahari oder andere Nationalparks, sind alle Tiere und Pflanzen, der vollständige Reichtum des Ökosystems noch vorhanden oder sorgsam wieder eingebürgert – nur der Buschmann fehlt.

Versuchen wir, aus der geringen verbliebenen Überlieferung das Wesen der Buschkultur zu verstehen. Hatte der Buschmann Hunger, träumte er nicht von Braten oder Pudding, sondern von warmem Fett. Das einzig wirklich fette Tier, das er erlegen konnte, war das Flusspferd – solange es diese in seinem Bereich gab, also bevor er aus feuchten Regionen vertrieben wurde. In den kargen Landschaften seines neuzeitlichen Lebensraumes verfügt allein die Elen-Antilope über einen nennenswerten Fettspeicher, den Halslappen. Mehr noch scheint ihre würdevolle Ausstrahlung der Grund zu sein, dass sie als begehrtestes Jagdwild und heiliges Tier galt.

Der Buschmann entschuldigte und bedankte sich bei jedem Wild, das er erlegte, obwohl er damit ja nur sich selbst am Leben erhielt. Er tötete nie maßlos, sondern nur für den unmittelbaren Verzehr. Der allerdings war groß, denn was man nicht selbst aß, würden sich Löwen und Hyänen holen. So trainierten sich die Buschleute einen riesigen Magen an, und die Bauchhaut war so dehnbar, dass sie bis zu zwölf Kilo Fleisch verschlingen konnten.

Mit ihrer schlichten Lebensart und flexiblen Sozialstruktur erwiesen sich die Buschleute durchaus als erfolgreich: Sie haben bis in die Neuzeit überlebt. Während bereits im steinzeitlichen Europa die Gewalt herrschte, Neanderthaler und Cromagnons mit brachialer Kraft den Speer schmissen oder das Wildschwein im Nahkampf bezwangen, brauchten sie mit ihren Giftpfeilen der Beute nur die Haut zu ritzen. Ein ausgefeilter Mechanismus sorgte dafür, dass der Pfeilschaft abbrach und die Spitze mit dem Gift in der Wunde verblieb. Mit dieser Technik konnten sie körperlich klein bleiben und trotzdem ihre Lebensweise bis ins 20. Jahrhundert retten.

Schamanismus

Wie kam ein Heiler und Giftmischer zu seinen Rezepten, ohne von Nervenzellen und Pflanzenchemie Kenntnis zu haben? Es ist leicht zu berechnen, dass die Ermittlung per Versuch und Irrtum nicht der Weg sein konnte. Abertausende von Pflanzenarten mit jeweils anderen Inhaltsstoffen in Wurzeln, Rinde, Blättern und Früchten, die je nach Zubereitung verschieden wirken, stehen dem vielfältigsten Bedarf von Organen, Gliedern und Psyche gegenüber, wobei jeder Ziel-Organismus (Mensch, Säugetier, Fisch ...) unterschiedlich reagieren kann. Versuche müss-

ten ja auch bei Misserfolg systematisch den Kollegen und der nächsten Generation mitgeteilt werden – und die Übermittlung von Nicht-Ereignissen ist ähnlich schwierig wie das Ausprobieren eines tödlichen Giftes.

Nun, die Lösung ist so einfach wie unwissenschaftlich: Animistische Kulturen im südlichen Afrika ordnen jedem Lebewesen einen Geist zu. Neben der irdischen Welt steht gleichwertig der transzendente Raum der Geister und Ahnen, gleichsam eine mythische Parallel-Gegenwart. In Trance kann ein Schamane seinen Körper verlassen und im Jenseits Kontakt mit den Geistern aufnehmen. Nur die menschenartigen Geister der Ahnen allerdings können um Rat gefragt werden, da Tiergeister in der Regel sprachlos sind. Diese immerhin spenden Kraft und andere Eigenschaften, während Pflanzengeister als gestaltlose, amorphe Wesenheiten nur auf andere Wesen "gepolt" sind, also entsprechend positiv, neutral oder negativ wirken. Für den Schamanen entstehen durch diese Polarisierung Gruppierungen und Beziehungsnetze, von denen er beim Suchen nach Medizin seine Intuition lenken lässt. Und er weiß, dass es kein absolutes Gut und Böse gibt, sondern nur Interessenkonflikte.

Als einzige Instanz, denen der Schamane Rechenschaft schuldig ist, billigt die Clan-Gemeinschaft seine Lösungen seit Tausenden von Jahren, auch wenn sie Leistungen anderer Kulturen zur Kenntnis nimmt. Die Wissenschaft dagegen lässt eine Menge schlichter und praktischer Fragen zur Natur ohne schlüssige Antwort, zu schweigen von Emotionen und Intuition. Ein Beispiel: Wie erklärt die Wissenschaft ein Phänomen wie das Gift des Bergselleries (*Blisterbush*, *Peucedanum galbanum*), das schmerzhafte Hautblasen erst am übernächsten Tag verursacht? Bis ein Feind der Pflanze den Schmerz und (vielleicht) den Zusammenhang bemerkt, kann diese völlig vertilgt sein. Das Gift bietet also "nach menschlichem Ermessen" keinen Schutz und ist vordergründig sinnlos. Trotzdem kennen die Schamanen die Erklärung aus ihrem Weltbild heraus, das einen aggressiven Peucedanum-Geist postuliert, der das Gift als Drohwaffe einsetzt. Dieser Geist vertritt aber, anders als Tier- und Menschengeister, nicht das Individuum, sondern seine Art an einem bestimmten Standort – er steht gleichsam als Hologramm eines Gartenzwerges in seinem Beet. Dieses Hologramm-Bild bedeutet, dass der Geist in jeder Einzelpflanze vollständig erscheint, aber nicht auf jedes Exemplar angewiesen ist, denn ein paar Stück weniger tun dem Standort keinen Abbruch. Das unterscheidet die Giftpflanze von der Schlange, deren Biss weh tut und deren Gift schnell wirkt. Somit setzt der Pflanzengeist beim Geist des Gegners nicht nur einen Lernprozess, sondern auch einen Zukunfts begriff voraus.

Die mit dem Schamanismus verbundene **Hellseherei** lässt sich auch ohne übernatürliche Phänomene erklären. Dafür muss man allerdings die anthropozentrische Vorstellung der Zeit als absoluter, linear ablaufender Größe in Frage stellen, was zur Zeit in der Quantenphysik und Kosmologie ohnehin passiert¹; schon dass die Raumzeit gekrümmt ist, geht normaler Vorstellungskraft über den Horizont. Stellen wir also folgende These auf:

Zeit läuft nicht anhand einer geraden Achse ab, sondern in Falten – wie es für die kosmologisch notwendigen höheren Dimensionen ja auch postuliert wird. Der Weg durch das Jetzt folgt Serpentinaen, die manchmal eng an Ereignis-Orten in Vergangenheit und Zukunft entlangstreichen. Setzt nun ein zukünftiges Ereignis hohe Energien frei, könnte sich zwischen zwei Schleifen ein visionärer Tunnel öffnen, durch den ein Mensch mit Sensibilität auf gleicher

¹ Etwas, das man als Fließen der Zeit interpretieren könnte, kommt in der Physik nicht vor. Die Allgemeine Relativitätstheorie verlangt im Gegenteil, dass nicht nur der Raum, sondern auch die Zeit gekrümmt sein muss (allerdings in kosmischen Dimensionen). Mathematisch wird die Raumzeit als pseudo-riemannsche Mannigfaltigkeit beschrieben.

„Wellenlänge“ en passant einen Blick auf das Ereignis werfen kann, das auf der vorgegebenen Zeitlinie eigentlich erst später stattfindet. Man stelle sich ein Labyrinth mit mannshoher Hecke vor – wenn auf dem Nachbarweg eine Schlägerei stattfindet, realisiert man das, noch bevor man selbst dort ist. Die Ereignis-Energie schlägt quasi ein Loch in die Büsche.

Hellseherei wäre somit die Fähigkeit, solche Energiewallungen als Visionen zu lesen. Bauchgefühle blieben dann übrig, wenn die Energie zwar ankommt, es aber mit dem Lesen nicht klappt; man könnte es visionären Analphabetismus nennen. Ein Déjà-vu wäre das Phänomen, dass der Tunnel sich zwar geöffnet hat, aber das Bewusstsein ihn nicht wahrnahm und den Eindruck erst im Moment des realen Geschehens freigibt. Trance wäre dann ein Mittel, aktiv nach solchen Ereignis-Energien zu suchen und sie in Visionen umzusetzen.

Auch die Vergangenheit kann ja kaum als Ablaufstrang im Gehirn gespeichert sein; wo und wie genau das wäre, scheint ohnehin kein Hirnforscher zu wissen. Das Meiste vergessen wir, aber bei Erinnerungsbedarf können wir durch den Buchsbaum auf den hinter uns liegenden Weg spähen. Nur energiereiche Ereignisse fallen uns spontan wieder ein – gleichsam als Vision aus der Vergangenheit.

Orale Kulturen

Der reiche, aber kaum dokumentierte Legendenschatz, der die Vorstellungen der Buschleute überliefert, bildet eine hochkomplexe orale Kultur. Ihre Erzählungen beschreiben nicht nur die Geschichte des Volkes, sondern auch den Lebensraum. Die Erzählungen selbst werden von den Buschleuten als gegenständlich empfunden, sie bewohnen gleich ihnen die Landschaft. Jeder topographisch auffällige Punkt verfügt über seine eigene Geschichte, wodurch ein Netz von Mythen die Orte verbindet wie eine Landkarte, die Orte quasi Ereignissen gleichkommen. Zudem nahmen Buschleute die Zeit nicht als eine linear ablaufende Dimension wahr – anders ausgedrückt: In der Raumzeit-Region des Buschmannlandes wurde keine Zeitachse errichtet. Der Rhythmus von Tages- und Jahreszeiten lässt sich durchaus ohne das Ticken einer Uhr bewältigen, ebenso das Altern. Wie lange jemand schon tot ist, spielt keine Rolle, denn sein Geist ist nach wie vor präsent, wodurch Geschichte und Gegenwart durch mythische Figuren und Legenden verwoben bleiben. Buschleute benutzten als Zeitbezug eine als Vektor vorstellbare Ereignis-Zeit, die von lebenden Personen und von markanten Orten in die Vergangenheit gerichtet waren. Die Vektorspitzen beschrieben eine imaginäre Legendenlandschaft, wodurch Geschichte und Gegenwart als zwei näherungsweise parallele Ebenen unterscheidbar blieben.

Eine alles Leben umfassende Spiritualität wird in den Geschichten, Legenden und Visionen greifbar. Der feuergeborene Schöpfergott /Kaggen (der / beschreibt einen Klicklaut) bleibt ewig in der Gestalt der Gottesanbeterin, die als Heuschreckenart die ständige Erneuerung symbolisiert. Das beständige Werden gibt dem Sein erst Bedeutung, so lautet die Philosophie. Wer nur für die Gegenwart lebt, wird sterben, doch wer das Sein aufgibt, um zu werden, der wird ewig leben. Dass der Körper nur die Hülle des wandelbaren Geistes bildet, beweist die Trance, die dem Geist mittels Transformation das Verlassen des Körpers erlaubt. Während der Tänzer, neben dem Feuer zusammengebrochen, bewusstlos daliegt, ist sein Geist auf Reisen im Jenseits, vielleicht um dort die skurrile Familie /Kaggens zu treffen – seine Frau Kauru, ein Klippschliefer, und deren Adoptivkind, das Stachelschwein.

Ebenso fremdartig beschreibt die mündliche Überlieferung die Matrix der Elemente, die das Leben in der Halbwüste bestimmt. Eine Geschichte ist wie der Wind, nur im Augenblick wahrzunehmen und dann ins Nichts eingehend. Der Wind selbst ist eine Geschichte – für den, der zuhören kann. Als der Mensch der alten Zeit starb, wurde sein innerer Wind, der Atem, der

Wind der Welt. Er blies seine Spuren fort und mit ihnen die Zeugnisse seiner Gegenwart auf der Erde. Erneuert sich der Wind, so macht er die Wolken, die den Regen spenden.

Der Regen ist ein Tier. Kommt er über das Feuer, zischt dieses aus Furcht und verlöscht. Wie die jagdbaren Tiere aber bringt er Leben, und der Nebel ist sein Atem. Man muss ein Wüstengewitter erlebt haben, um das folgende Zitat zu verstehen: "Der Regenmacher darf keinen Regenbullen wecken, sondern er muss ein Regenweibchen machen, das nicht wütend ist, das sanft regnet. Denn die Menschen fürchten den männlichen Regen, wenn sie ihn donnernd herankommen hören, wenn er Beine bekommt und zur Erde streckt." Unabhängig vom bildhaften Geschlecht vertritt aber der Regen das männliche Prinzip des Lebenspendens.

Die Erde als weibliches Prinzip empfängt den Regen und wird fruchtbar, indem sie die wachsende Natur hervorbringt. Aus ihr steigen damit die Geister von Tier und Pflanze, und es liegt nahe, auch menschliche und göttliche Geistwesen dort zu vermuten. Speziell das Felsinnere gilt als Bereich der Mythen.

Das Feuer wird weder als Element im altgriechischen Sinne noch als physikalisches Phänomen verstanden, sondern als Mittel – unter anderem als Agens des Schöpfers, um Dinge zum Wachsen zu bringen (die Ökosysteme am Kap sind auf regelmäßiges Feuer angewiesen). Als Legendenfigur des "Allesverzehrers" kommt ihm der Status einer Gottheit zu. Und schließlich dient das Lagerfeuer dem Schamanen als Medium, um in Trance zu gehen und in der mythischen Welt mit den Ahnen in Kontakt zu treten.

Die die Felswände ihrer Schlupfwinkel als Grenzlinie beider Welten boten sich den Buschleuten folgerichtig als Bildfläche zur Aufzeichnung an. Einige Schamanen konnten noch selbst befragt werden, bevor und während ihre Kultur im 19. und 20. Jahrhundert verblich. Schon die letzten originären Vertreter waren ihrer Tradition teilweise entfremdet und kaum mehr in der Lage, die Malereien zu entschlüsseln. Doch mit der Vorführung und Schilderung ihrer Trance-Tänze gaben sie entscheidende Hinweise zum Verständnis der Felsbilder.

Der Schamane überwand als Tänzer in Trance die Weltengrenze, um mit den Kräften des Jenseits zu kommunizieren und beschrieb danach als Maler die Erfahrungen während seiner Transformation. Das bezeugen dünne Linien, die einzelne Motive verbinden, sowie die auffällig überlängten Gliedmaßen vieler menschlicher Figuren. Angeblich nimmt diese Linien jeder wahr, der in Trance geht, und dazu wäre physisch etwa ein Drittel aller Menschen fähig. So erschließen sich die Felsbilder als Abbilder von Visionen, doch finden sich auch Darstellungen der realen Situation des Trance-Tanzes oder der vollzogenen Riten.

Jedes vorhandene Bildelement erlaubt eine Vielzahl von Assoziationen, kann Abbild, Metapher und Marginalie zugleich sein. Die Vernetzung der Motive ist keinesfalls eindeutig, sondern so subjektiv wie der Betrachter. Der Respekt bleibt gegenseitig: Der Künstler legt seine Sicht nicht fest und überlässt dem Betrachter die Freiheit der Interpretation. Dieser konnte, solange er auf dem Boden der gleichen Kultur stand, seine Schlüsse ziehen, ohne geschulmeistert zu werden. Die Felskunst diente als semiotisches Zeichensystem.

Der Umkehrschluss aber muss lauten, dass heute für Außenstehende ohne den gleichen kulturellen Hintergrund ein tieferes Verständnis unmöglich bleibt.